



Wie aus einem Albtraum: Fingerbild von Louis Soutter.

Im Herzen der Finsternis

Daniel Weber

Michel Layaz: Louis Soutter, sehr wahrscheinlich. Aus dem Französischen von Yla M. von Dach. Die Brotsuppe. 248 S., Fr. 31.90

Was für eine irrlichternde Lebensgeschichte, die Michel Layaz in seinem biografischen Roman über Louis Soutter erzählt! Kunstinteressierte kennen Soutter als bedeutenden Vertreter der Art brut, dessen kraftvoll archaische, mit den Fingern gemalte Bilder von den Qualen einer Existenz zeugen, die einen erschauern lassen. Soutter stand in seinem Leben alle Türen offen, aber eine um die andere schloss sich, bis ihm nur das Zeichnen blieb, «um die Welt in Besitz zu nehmen, sie in einen Traum zu verwandeln».

Louis Soutter wurde 1871 in eine wohlhabende protestantische Familie in Morges im Kanton Waadt geboren. Der Vater war Apotheker, die Mutter Musikerin, Louis ein hochbegabtes Kind, dem eine Karriere als Geiger vorgezeichnet schien. Aber er brach sein Musikstudium in Brüssel ab, um sich in Lausanne, Genf und Paris als Zeichner und Maler auszubilden. 1897 zog er mit seiner Frau Madge Fursman, die er in Brüssel am Konser-

vatorium kennengelernt hatte, in die USA. In ihrer Heimatstadt Colorado Springs hatte er beachtete Ausstellungen und wurde von der Universität zum Leiter des Art Department berufen.

So viel erfahren wir in Layaz' Roman auf den ersten zwanzig Seiten. Der Westschweizer Schriftsteller ist kein akribischer Biograf, sondern ein Meister der erzählerischen Ökonomie, der mit poetischer Einfühlsamkeit die Momente erspürt, in denen Soutters Leben wieder eine Wendung nahm. Die chronologisch erzählten kurzen Kapitel sind mit Monat und Jahr überschrieben, und mangelnde biografische Faktentreue kann man Layaz wohl nicht vorwerfen. Aber es gelingt ihm etwas viel Anspruchsvolleres: Er dringt vor ins Innere seiner Figur, zu ihrer Tragik und ihrer Grösse.

Von einer Leere in die andere

Früh zeichnet sich ab, dass Louis Soutter nicht einen geradlinigen Weg gehen wird. Schon als Schüler ist er ein Einzelgänger, der sich nicht zugehörig, «niedergeschlagen und beklommen» fühlt, der es sich übelnimmt, seiner Mutter nicht besser zu gefallen. Dass er es in den USA nicht aushält – dass er sich nicht aushält –, an der Seite seiner Frau, einer modernen Amerikanerin mit Ehrgeiz für zwei, ist nicht überraschend. An den mondänen Parties hat er «das Gefühl, von einer Leere in die andere zu laufen», und je weniger er Madge zu

genügen vermag, desto mehr verdüstert sich sein Gemüt, zerfliesst ihm die Welt.

«Er fragte sich, wie lange Madge es noch schaffen würde, ihn zu lieben, diese ausfasernde Verbindung tapfer aufrechtzuhalten.» Worauf es beiläufig heisst: «Hätte er sich gewundert, wenn man ihm geantwortet hätte, fast drei Jahre.» Solche Vorgriffe sind das Stilmittel, mit dem Layaz die Chronologie des Erzählten immer wieder aufbricht – sie vermitteln eine Ahnung des Unausweichlichen, das über Louis Soutters Schicksal zu liegen scheint. Nach Louis' Abreise zurück nach Europa lässt sich Madge scheiden, nimmt ihren Namen wieder an und trägt sich im Gemeinderegister ein als «Witwe von Louis Soutter».

Mit 31 findet sich Soutter in Paris, ratlos, orientierungslos, zunehmend teilnahmslos. Das Leben hat ihn im Stich gelassen, wie ein

Mit 31 findet sich Soutter in Paris, ratlos, orientierungslos, zunehmend teilnahmslos.

Schiffbrüchiger rettet er sich nach Hause, zur Familie nach Morges. Er beginnt wieder Geige zu spielen, zunächst erfolgreich, als Mitglied des Theaterorchesters in Genf und des Sinfonieorchesters in Lausanne, aber seine Aussetzer häufen sich; übermannt von Gefühlen, bricht er mitten im Spiel ab. Man verliert die Geduld mit ihm, es bleiben ihm Auftritte mit

Tanzorchestern und als Kinomusiker, der Stummfilme begleitet.

Im Vorzimmer des Todes

Der unaufhaltsame Abstieg hindert ihn nicht daran, auf grossem Fuss zu leben. Wie ein «geschniegelter Landstreicher» wirkt er, die Rechnungen für seine Massanzüge lässt er seinem Bruder schicken – bis die Familie entnervt ein Inserat ins Amtsblatt setzen lässt, man werde Louis' Einkäufe künftig nicht mehr bezahlen, und ihn schliesslich unter Vormundschaft stellen lässt.

1923, Louis Soutter ist 52, weisen ihn seine Verwandten gegen seinen Willen ins Altersheim von Ballaigues im Waadtländer Jura ein, wo er die letzten neunzehn Jahre seines Lebens verbringt. Diesen Jahren widmet Layaz den zweiten Teil seines Romans. Im Altersheim, diesem beklemmenden «Vorzimmer des Todes», findet Soutter zurück zum Zeichnen, obsessiv füllt er zahllose Blätter mit Zeichnungen jenseits aller künstlerischen Konventionen; manchmal benutzt sie die Heimleiterin, um den Ofen anzufeuern. Dazwischen unternimmt Soutter lange Wanderungen, auf denen er sich «von der Landschaft einsaugen» lässt, immer noch von heruntergekommener Eleganz, ausgemergelt und knochig, mit Anzug, Hut und Handschuhen. Er sieht aus «wie eine Spukgestalt, die in diesen Jurahöhen umgehen könnte».

Soutter war nicht ein verkanntes Genie. Es gab durchaus Zeitgenossen, die seine Bedeutung erkannten, allen voran sein berühmter Coucousin Charles-Edouard Jeanneret, der Architekt, der sich Le Corbusier nannte. Auch der Schriftsteller Jean Giono besuchte ihn, voller Bewunderung für die pulsierende Intensität, die von Soutters Zeichnungen ausging. Zeichnungen, die Layaz mit grossartig dynamischen Beschreibungen zum Leben erweckt (brillant übersetzt von Yla M. von Dach). Er entlockt ihnen Wahrheiten, die tiefer sind als biografisch Beglaubigtes: Sie «lüften den Schleier über seiner Finsternis». Das gilt vollends für die Werke der letzten Jahre, die Soutter mit den Fingern malte, die er in Tinte, Schuhcreme oder Autolack tauchte, um seine Dämonen mit unmittlbarer Wucht aufs Papier zu bringen.

Michel Layaz ist ein bewegendes Porträt gelungen, das den Leser nicht mit der resignierten Einsicht zurücklässt, «dass man allein ist auf der Welt und dass kein Wunder geschehen wird». Bei aller Traurigkeit feiert sein Buch die ungestüme schöpferische Kraft eines zutiefst tragischen Künstlers. Es endet mit einem Epilog, in dem Layaz imaginiert, wie Soutter kurz nach der Ankunft in Ballaigues im Dorfladen Schulhefte kauft und in seinem Zimmer im Altersheim wie im Fieber zu zeichnen anfängt: In der Unfreiheit, «unter Aufgabe sämtlicher Hoffnungen», beginnt er mit «der Erkundung einer Welt, die ihn befreien sollte».

Louise Glück

Das Schöne und Wahre

Langdon Hammer

Als die diesjährige Nobelpreisträgerin Louise Glück 2015 von Barack Obama die National Humanities Medal erhielt, nahm der Präsident der Vereinigten Staaten sie bei der Zeremonie beiseite, um sie zu ihren Turnschuhen zu beglückwünschen. Wer trägt Turnschuhe im Weissen Haus? Die Kombination aus Chic und Frechheit, die lässige, aber entschlossene Selbstsicherheit sagt etwas über diese Dichterin aus.

Glücks Schreibstil ist genauso unverwechselbar. Ihre Poesie, die aus einer täuschend einfachen Sprache besteht, ist gemessen, in allen Bedeutungen dieses Wortes. Aber sie ist auch zu einer mitreissenden Lyrik fähig, da sie sich immer wieder zu den grossen Themen der poetischen Tradition emporschwingt: Zeit, Kunst, Liebe, die Jahreszeiten, Erinnerung, Familie, die Gemeinschaft und der Tod.

Die Syntax ist der Schlüssel zu ihrer poetischen Kraft. Glücks Sätze entfalten sich mit dem perfekten Timing eines bissigen jüdischen Komikers. Man hat bei ihr nicht den Eindruck von Zögerlichkeit, sondern von ständigem Abwägen, da sie die Wahrheit dessen, was sie sagt, und die Angemessenheit der Art und Weise, wie sie es sagt, laufend überprüft. Gelassen und geduldig findet sie das Drama in der Untertreibung.

Dreizehn Gedichtbände

Ihre Kindheit in Long Island, ihre Erfahrung als Patientin mit der Psychoanalyse und ihre intimen Beziehungen – als Geliebte, Schwester und Mutter – sind die Quellen ihrer Poesie. Sie spricht als jemand, der mentalen und emotionalen Schmerz aus erster Hand kennt. Aber sie ist keine Bekenntnis-Dichterin. In «The Untrustworthy Speaker» warnt sie uns: «Man kann mir nicht trauen. / Denn ein verwundetes Herz / ist auch ein verwundeter Geist.»

Tatsächlich bezieht sich das «Ich» in Glücks Poesie selten einfach auf sie selbst. Wie T. S. Eliot, ein anderer mit dem Nobelpreis ausgezeichnete anglophoner Dichter, ist Glück nicht nur eine Meisterin der subjektiven Lyrik, sondern auch des dramatischen Monologs. Durch ihn wird sie Teil imaginärer Gemeinschaften und erfundener Leben; sie bewohnt das Anderssein wie eine Romanautorin, um Gemeinsamkeiten des menschlichen Fühlens und Erlebens zu finden und



Mit Turnschuhen ins Weisse Haus: Nobelpreisträgerin Glück.

zu artikulieren. Seit ihrem Debüt «First-born» (1968) hat Louise Glück dreizehn Gedichtbände veröffentlicht. Jeder ist ein eigenständiges, in sich schlüssiges imaginatives Projekt. Das Buch ist ihre Masseinheit, und wenn sie mit einem fertig ist, muss sie oft lange, quälend lange warten, bevor sie wieder Gedichte schreiben kann. Wie man nach dem Schweigen Sprache und Ausdruck zurückgewinnt, Verzweiflung und Erstarrung überwindet – das ist das Thema des Titelgedichts in «The Wild Iris» (1992). Hier spricht Glück zu uns mit der Stimme einer Blume, die in hinreissender Farbenpracht erblüht, nachdem sie «begraben in der dunklen Erde» war.

*Euch, die ihr euch an die Reise
aus der anderen Welt nicht erinnert,
sage ich, ich konnte wieder sprechen: was immer
zurückkehrt aus dem Vergessen, kehrt zurück
um eine Stimme zu finden:
aus der Mitte meines Lebens sprang
eine hohe Fontäne, tiefblaue
Schatten auf Meeresazur.*

In einer Zeit, in der in den USA die Sprache entwürdigt und gemeinhin dazu benutzt wird, zu lügen und zu drohen, sollten wir diese Dichterin feiern, die ihr Leben der Aufgabe gewidmet hat, die Sprache präzise zu verwenden, um zu heilen und Dinge zu sagen, die schön und wahr sind.

Langdon Hammer ist Professor für Englisch an der Yale University in New Haven, Connecticut.